

Marek Kochan

OMAS ZUCKERDOSE

Sie hatten ein Problem. Sie hatten ein großes Problem.

Es blieben nur wenige Tage. Stundenlang fuhren sie durch die Stadt. Mal er, mal sie. Während der Arbeit, anstelle der Mittagspause. Abends, manchmal auch nachmittags, wenn sie früher rauskamen.

Sie stopften ihre Münzen wie Brotkrumen in die Schnäbel der Parkuhren, welche mit einem unflätigen Geräusch kleine Papierschnipsel besudelten, die man sich dann hinter die Scheibe klemmen musste. Und nichts kam dabei heraus. Oder doch fast nichts.

»Und die, die da?«, fragte Olczak, und der Verkäufer antwortete:

»Tausendachthundert.«

»Und die da daneben?«, fragte Olczak.

»Die da schon zweitausendeinhundert«, sagte der Verkäufer träge, weil er bereits wusste, dass aus diesem Geschäft wohl nichts werden würde.

»Und warum so viel?«, fragte Olczak.

»Weil das eine russische ist, aus Kristall, Jahrhundertwende.«

»Aha«, Olczak nickte verständnisvoll und ging hinaus.

Das war viel Geld für sie. Sie hätten mit ihrer Kreditkarte zahlen und so die Sache um einen Monat hinausschieben können, aber zahlen musste man irgendwann doch. Und ihr Konto war mit Krediten geradezu überhäuft. Für die Wohnung, für das Auto, für die Einbauküche. Und vor Kurzem hatten sie sich noch einen echten Nikifor in die Wohnung gehängt. Auch auf Kredit.

»Aber Liebling, warum denn bloß, schließlich, na, du weißt doch«, hatte Olczak gesagt.

»Ja, weiß ich, aber du weißt doch auch«, hatte seine Frau geantwortet.

Jeder dachte das Seine, da jedoch beide die Argumente des anderen kannten, machte es wenig Sinn zu diskutieren. Wie man es machte, war es falsch.

Olczak hatte Matyszkiewicz auf einem Ball zur Soundsovieljahrfeier der Bekanntesten Polnischen Tageszeitung kennengelernt. Olczak hatte durch seine Arbeit an der Universität mit verschiedenen Stiftungen zu tun. Und Matyszkiewicz war Computerspezialist. Miteinander bekannt gemacht hatte sie Renkiewicz von der Batory-Stiftung, irgendwo zwischen dem Salat und dem Stör. Renkiewicz kannte sie beide, denn Matyszkiewicz hatte das Computersystem für die ehemaligen Räume der Batory-Stiftung entworfen, und Olczak hatte ein Projekt geleitet, das sich mit demokratischer Bildung, demokratischer Transformation, transformativer Bildung oder so was Ähnlichem befasste.

»Das ist Jurek Matyszkiewicz, er entwickelt Systeme, und das ist Marcin Olczak, er leitet Projekte«, hatte Renkiewicz sie einander vorgestellt und sich mit den Worten »Sorry, gerade ist Smolar gekommen, ich muss mal Hallo sagen« gleich wieder vom Acker gemacht.

Die Unterhaltung wollte nicht richtig in Gang kommen.

»Angeblich soll George Michael hier heute Abend noch auftreten«, eröffnete Olczak seinem Gegenüber aus heiterem Himmel.

»Aaah? Das wusste ich nicht«, antwortete Matyszkiewicz, der wegen der Lautstärke im Saal den Anfang nicht mitbekommen hatte und Olczak für einen Trottel hielt.

»Es soll auch eine Überraschung sein«, führte Olczak fort, doch es war schon zu spät.

»Entschuldigung, ich hole mir noch ein Glas Wein«, sagte Matyszkiewicz und verschwand in der Menge.

Daraufhin hatte Magda Olczak ihrem Mann schwere Vorwürfe gemacht.

»Matyszkiewicz, das ist doch der Matyszkiewicz von der Matyszkiewicz. Was für eine Chance. Und du musst dich wie immer zum Deppen machen.«

»Woher sollte ich denn wissen, dass es der Matyszkiewicz ist und nicht zum Beispiel ein anderer Matyszkiewicz.«

»Was für ein anderer?«

»Na, keine Ahnung, irgendein anderer halt«, rechtfertigte er sich.

»Ach, Marcin, Marcin, wenn du nicht endlich anfängst, die ›Viva‹ zu lesen, dann kommen wir nie nach oben«, meckerte sie.

»Seit wann sind wir denn ein Rudel Bergziegen, dass wir unbedingt nach oben müssen.«

»Wenn wir nicht nach oben kommen, rutschen wir ab. Was heutzutage zählt, sind die Beziehungen, und bei mir im Verlag gibt es einige, die bessere Beziehungen haben als ich. Wenn mal was ist, dann bleiben die drin, und ich flieg raus.«

»Wenn du rausfliegst, dann brauchst du einen Ornithologen und keine Matyszkiewicz.«

»Mach keine Witze, die Sache ist ernst. Wenn ich dann nach einem neuen Job suche, richten zwei Anrufe von Matyszkiewicz mehr aus als tonnenweise verschickte Lebensläufe. Hier hast du, lies das, damit du siehst, was für Möglichkeiten uns da durch die Lappen gegangen sind.«

Beide waren ehrgeizig, aber sie mehr als er. Herr Olczak kam aus der Nähe von Warschau. Zwar nur aus der Nähe, aber doch immerhin Warschau. Frau Olczak hingegen kam aus Lublin. Sie hatten sich während des Studiums kennengelernt. Scheinbar waren sie in den folgenden über zehn Jahren mit der Stadt verwachsen, doch das war immer noch zu wenig. Hier war es besser, die Leute noch aus der Oberschule zu kennen. Früher oder später kam das Gespräch immer darauf, wer welches Lyzeum besucht hatte. Nur solche Kontakte zählten wirklich etwas. Bis zu einem gewissen Grad konnte man sich verstellen, aber das erforderte einen ziemlichen Balanceakt.

Olczaks hatten sich mächtig ins Zeug gelegt.

Sie hatten eine Wohnung in Mokotów gekauft, in einer Seitenstraße der Puławska. Die Renovierungskosten hatten sie gedrückt, indem sie die Wohnung »intellektuell« einrichteten. Sie hatten ein paar lasierte Kommoden auf dem Flohmarkt in Koło gekauft, im Flur Bücher bis unter die Decke gestapelt und einen Kronleuchter aufgehängt, einen alten, oder doch zumindest gut auf alt gemachten, von unten sah man das nicht. Die Wände des Salons hatten sie mit Fotografien behängt, ein paar echten, die sie am Computer sepia gefärbt hatten, und ein paar falschen, die ebenfalls vom Flohmarkt stammten. Und schließlich, kurz bevor Matyszkiewicz zu Besuch kommen sollten, hatten sie noch den Nikifor aufgetrieben. Es hatte alles gepasst, aber dafür waren sie jetzt auch endgültig pleite.

Damals, nach seiner ersten Begegnung mit Matyszkiewicz, hatte Olczak den Artikel in der »Viva« gelesen. Es lief darauf hinaus, dass Matyszkiewicz schon eine ziemlich große Nummer war, noch wichtiger jedoch war Frau Matyszkiewicz. Ihr Arm reichte von hier bis Koszalin. Ihr Großvater hatte vor dem Krieg eine Bleistiftfabrik aufgebaut, und ihr Vater war bis vor Kurzem Rektor der Technischen Hochschule gewesen. Als Kind hatte sie Geremek zwei Haare aus dem Bart gezupft, und Adam Myjak hatte sie den Umgang mit Knetgummi gelehrt. Jetzt leitete sie eine Redaktion der Bekanntesten Polnischen Tageszeitung. Sie kannte jeden, den man kennen musste. Echte Warschauer Elite, reinste »Warszawka«, so unverwässert wie russischer Spiritus. Zu ihrer Hochzeit war sogar der amerikanische Botschafter erschienen, der Nachkomme Mikołaj Rejs.

Nachdem Olczak über all das im Bilde war, gab er sich beim zweiten Mal schon mehr Mühe. Er leitete gerade Helpdesk-Schulungen für ein PHARE-Projekt zur Einführung von EU-Standards in der Landwirtschaft. Um die Landwirtschaft scherte er sich den Henker, aber das Personal musste kommunikationspsychologisch geschult werden, und PHARE zahlte seinen Experten ein anständiges Gehalt. Auch den Computerexperten: Die auftauchenden Fragen sollten in eine Datenbank getippt werden und nach ihrer Beantwortung automatisch auf der Projektseite landen, damit jeder der vier polnischen Bauern, die über einen Internetanschluss verfügten, sich informieren konnte, ohne sein Telefon zu benutzen.

Sie waren sich bei irgendeiner Arbeitssitzung im Komitee für Europäische Integration, dem Sitz des PHARE-Fonds, über den Weg gelaufen.

»Wir kennen uns bereits«, sagte Olczak zur Begrüßung und vermied so eine erneute Vorstellung, die zweifellos ergeben hätte, dass Matyszkiewicz sich nicht an ihn erinnerte. »Wir haben uns auf dem Presseball der »Gazeta« kennengelernt, du hast gesagt, du seist ein großer George-Michael-Fan, ich erinnere mich noch genau«, versuchte es Olczak noch einmal.

»Ich sei was?«, stammelte Matyszkiewicz, der zwar eine gute Partie gemacht hatte, aber doch nur ein einfacher Computerspezialist war.

Olczak hatte ihm alles auseinandergesetzt, und während der Arbeit am Landwirtschaftsprojekt, zum Henker mit der Landwirtschaft, hatten sie sich allmählich angefreundet. Als das Projekt dem Ende entgegenging, lud Olczak Matyszkiewicz und seine Frau zu sich nach Hause ein.

Es kam wie gerufen. Magda Olczak arbeitete in der Marketingabteilung eines Verlags für Frauenzeitschriften. Zum einen hatte sie höhere Ambitionen, und der Verlag bot ihr keine weiteren Aufstiegsmöglichkeiten, zum anderen war bereits ein Stellenabbau geplant, und unter der Hand hatte sie erfahren, dass sie dieses Mal gute Chancen hatte rauszufliegen. Dabei mussten sie doch all die Kredite abzahlen. Ein paar Monate ohne Arbeit, und sie könnten böse auf die Nase fallen. Olczak verdiente manchmal ganz ordentlich, manchmal hatte er aber auch nur sein Universitätsgehalt, und das war mehr als mickrig. Im Augenblick stand nichts Neues in Aussicht.

Aus einem solchen Treffen jedoch konnte sich etwas ergeben. Die Bekannteste Polnische Tageszeitung benötigte schließlich ständig dynamische Leute für ihre neuen und kühnen Unternehmungen. Das Helpdesk-Projekt für die Landwirtschaft, zum Henker mit der Landwirtschaft, hatte zu einem guten Zeitpunkt geendet.

Sie verabredeten sich für Freitag in einer Woche, und alles hätte bestens geklappt, wäre da nicht die Retrospektive des französischen Films gewesen, die die Olczaks aus Snobismus besuchten und teilweise auch, um dem üblichen Hollywoodschrott zu entfliehen.

Die Filme liefen montags. Um kurz vor sieben stellten sie sich nach Karten an. Doch es war schon zu spät. Die Menschen drängten sich vor den Kassen. Karten waren nicht mehr aufzutreiben, dafür kam, als sie noch in der Schlange standen, Renkiewicz auf sie zu, der immer da war, wo man gerade sein musste. Wenn Renkiewicz irgendwo nicht war, bedeutete dies, dass irgendwo in der Stadt ein anderes, wichtigeres Ereignis stattfand.

»Und, was jetzt? Wir könnten ins Café Baumgart gehen«, schlug Renkiewicz vor, als sich die Sache mit den Karten erledigt hatte.

Also gingen sie.

Frau Olczak wollte Renkiewicz mit ihrer neuen Bekanntschaft imponieren und erwähnte wie beiläufig, Matyszkiewicz würde sie nächste Woche besuchen kommen.

»Matyszkiewicz, hoho«, sagte Renkiewicz gedehnt. »Das ist Warszawka. Die crème de la crème. Apropos, wisst ihr, woran man einen echten Warschauer Bildungsbürger erkennt?«

»An der Stirnglatze?«, riet Olczak, der sich auf dumme Bemerkungen spezialisiert hatte.

»Ja, gut, aber was machst du mit den Frauen?«

»Die Damen der Vorkriegs-Warszawka kannten angeblich ein Rezept für Krapfen mit Sauerkraut.«

»Krapfen mit Sauerkraut? Das muss ja furchtbar schmecken«, sagte Renkiewicz, der nicht sicher war, ob Olczak es ernst meinte oder ob er sich einen Spaß erlaubte.

»Das schmeckt auch nicht jedem. Aber genau daran erkennst du ein Haus mit Tradition. Es ist ein Test. Man schüttelt sich, aber man isst auf. Weil man Format hat.«

»Was du nicht sagst.« Renkiewicz hatte den Witz durchschaut.

»Komm, erzähl schon, beachte ihn einfach nicht«, mischte sich Frau Olczak ein, für die das eine sehr ernste Sache war.

»Ganz einfach. An der Zuckerdose.«

»An der Zuckerdose?«

»Sicher. Jeder echte Warschauer besitzt eine Zuckerdose. Die Großväter kämpften im Warschauer Aufstand oder waren bereits während der Besatzungszeit umgekommen. Die Großmütter bewachten den heimischen Herd. Und als der Aufstand vorbei war, mussten die Großmütter schnell einen Koffer mit Sachen packen und die Stadt verlassen. Und was befand sich in diesen Koffern? Selbstverständlich die silberne Zuckerdose, ein kleines Stück Zuhause und um einiges leichter zu transportieren als zum Beispiel das Porzellanservice. Somit brachte jede ordentliche Warschauer Großmutter in ihrem Koffer eine Zuckerdose aus dem Aufstand mit. Und wenn sie keine mitbrachte, weil die Zuckerdose entweder im zerbombten Haus zurückgeblieben oder von den Deutschen aus dem Gepäck geklaut worden war, dann kaufte sich die Großmutter gleich nach dem Krieg von ihrem ersten selbst verdienten Geld eine andere, die so ähnlich aussah. Von irgendeinem Händler, der in weiser Voraussicht den Deutschen ihre geraubten Zuckerdosen abgekauft oder selbst die zerbombten Häuser geplündert hatte. Und hinterher behauptete man, dies sei die Originalzuckerdose, die man aus dem Aufstand mitgebracht habe. So gehörte es sich. Summa summarum, die Population der Warschauer Großmütter und die ihrer Zuckerdosen waren in gleichem Maße dezimiert worden, und nach dem Krieg waren alle Warschauer wieder im Besitz ihrer Zuckerdosen. Dann bekamen die Großmütter Töchter, diese bekamen ihrerseits Töchter, und heute steht in jedem anständigen Warschauer Haushalt eine silberne Zuckerdose aus dem Warschauer Aufstand.«

»So ganz kommt das nicht hin, Renkiewicz«, schaltete sich Frau Olczak ein, die auf der Handelshochschule gelernt hatte, sachlich und präzise zu denken. »Wie sollen sich denn diese Zuckerdosen aus dem Aufstand inzwischen dermaßen vermehrt haben?«

»Ganz einfach. Entweder man kaufte sie den Großmüttern ab, die sozial abgestiegen waren, oder man kaufte Importware, vor allem aus Russland, von dem, was die Befreiungsarmee geklaut hatte, oder aus Beständen nach der Revolution.«

»Und woher willst du das alles wissen? Von deiner Großmutter vielleicht? Komm schon, Renek, uns musst du nichts vormachen. Wir wissen genau, dass du aus Olsztyn kommst.«

»Solche Dinge muss man einfach wissen. Wenn ihr zwei Landeier schon in der Hauptstadt leben wollt, dann müsst ihr euch auch ein wenig großstädtisches Format aneignen. Entschuldige, Magda, du bist schon ein Stadtkind, aber dein Olczak hier steckt noch immer knietief in seinem Serock. Ich habe das schon vor langer Zeit gehört, aber als ich dann meine eigene Zuckerdose auf dem Flohmarkt in Koło gekauft habe, hat mir der Verkäufer das Gleiche erzählt. Und er hat gesagt, am besten seien Zuckerdosen mit Schlüssel.«

»Wofür denn der Schlüssel? Um Schmuck im Zucker aufzubewahren?«

»Nein, weil man früher den Zucker vor den Kindern und den Hausangestellten weggeschlossen hat. Jetzt brauche man den Schlüssel nicht mehr, aber das Modell mit Schlüssel sei sehr gefragt.«

»Und dann hat er dir eins mit Schlüssel verkauft?«

»Ja, warum?«

»Weil er dir wahrscheinlich irgendeinen Mist erzählt hat, um den Preis hochzutreiben.«

»Macht, was ihr wollt, aber wenn Matyszkiewicz spitz kriegen, dass ihr zu Hause keine silberne Zuckerdose habt, seid ihr unten durch. Ich würde das nicht riskieren. Ach, noch was, es darf auf keinen Fall irgend so ein Monstrum auf Hühnerfüßen sein. Mit oder ohne Schlüssel, aber kauft keinen Ramsch. Bei Zuckerdosen ist Qualität gefragt.«

Aus der gesamten Unterhaltung mit Renkiewicz war ihnen vor allem die Geschichte mit den Zuckerdosen im Gedächtnis geblieben, als hätte er sie fett gedruckt und in einer zwei Punkte größeren Schriftart erzählt.

Es blieb nicht mehr viel Zeit. Während der Woche gab es keinen Flohmarkt in Koło, somit blieben ihnen nur die Antiquitätenläden und die Kunsthandlungen. Selbstverständlich gab es Zuckerdosen, doch entweder hatten sie ganz abscheuliche Füße, wie ein Bär mit Kinderlähmung, oder sie kosteten gleich ein Vermögen. Und sie hofften die ganze Zeit auf eine Gelegenheit, auf ein simples, rechteckiges Wunder in Form einer Schatulle, geschwärzt von den Feuern des Aufstandes.

Während der folgenden drei Tage durchlebten sie einen wahren Zuckerdosenwahn. In ihren Träumen erschienen ihnen silberne Zuckerdosen. Sie wussten schon nicht mehr, ob der Kauf einer Nippsache für zweitausend Złoty, die man gar nicht hatte, offensichtlich idiotisch war oder – im Lichte dessen, was Renkiewicz ihnen erzählt hatte – ein durch und durch rationales Unterfangen.

Am Donnerstagabend um kurz nach sieben verließen sie den letzten Antiquitätenladen.

»Schauen Sie in zwei Wochen noch mal rein. Dann müsste ich irgendetwas Schönes für unter tausend Złoty für Sie dahaben«, hatte der ältliche Verkäufer, der anscheinend auch der Besitzer des Ladens war, zu ihnen gesagt.

Etwas Ähnliches hatten sie schon an die siebenundfünfzig Mal gehört. Doch was nützte es ihnen? In zwei Wochen würden sie höchstens ihre falschen Zähne, zu denen sie es auch noch nicht gebracht hatten, in ihrer neuen Zuckerdose einweichen können.

»Mach dir keine Sorgen, uns fällt schon noch was ein, Arschloch, Idiot«, tröstete Olczak seine Frau und bremste gleichzeitig hinter einem klapprigen Fiat, der sie plötzlich geschnitten hatte.

»Sieh der Wahrheit ins Gesicht, Mausebär. Wir sind erledigt. Es ist Donnerstagabend. Matyszkiewicz kommen morgen um halb sieben. Ich bin frühestens um Viertel vor sechs zu Hause. Und einkaufen muss ich auch noch. Das schaffen wir nie. Wir hätten gestern die für siebzehnhundert kaufen sollen.«

»Der Deckel war beschädigt. Und heute wollte ich sie ja kaufen, aber da war sie schon weg. Völlig paranoid ist das. Zweitausend Złoty für eine Zuckerdose. Und nochmal zweitausend für den Psychologen, der uns das alles erklärt.«

»Es geht um unsere Zukunft. Matyszkiewicz kommen uns besuchen. Das ist eine Chance. Sie kennen jeden. Wenn sie sehen, dass wir keine Zuckerdose von unserer Oma haben, macht die ganze Einladung keinen Sinn. Und nächsten Monat werde ich gefeuert. Was dann? Wir können die Raten nicht mehr zahlen, und dann nehmen sie uns das Auto und die Wohnung weg. Wir sind erledigt, das ist das Ende.«

»So schlimm wird es schon nicht kommen«, sagte Olczak mit allmählich schwindender Überzeugung. »Vielleicht bekomme ich ja das Stipendium vom Forschungskomitee.«

»Warum haben wir bloß den Nikifor gekauft? Es wäre auch ohne gegangen. Hätten wir das mit der Zuckerdose bloß früher gewusst. Jetzt sind wir total in den Miesen«, lamentierte sie.

Eine ganze Weile fuhren sie schweigend weiter. Aber während er immer mehr in sich zusammensank, spannte sie sich gewissermaßen an.

»Also gut, Mausebär, ich habe entschieden«, sagte sie, als sie am Multiplex-Kino auf der Puławska-Straße vorbeifuhren. »Wir kaufen die Teuerste. Die für zweitausendeinhundert. Es ist ein Geschäft. Man muss investieren, wenn man Erfolg haben will.« Frau Olczak erinnerte sich in Momenten der Schwäche stets an ihre handelshochschulische Dressur und versuchte sich zusammenzureißen.

»Bleib vernünftig, Äffchen, das sind fast zwei Monate Unigehalt. Und was, wenn sie im letzten Moment absagen? Dann stehen wir schön dumm da mit unserer Zuckerdose, wie Jan Himilbach mit seinem Englisch.«

»Und wie sieht dein Plan aus?«

»Ganz einfach. Wir reden uns raus. Wir nehmen die Zuckerdose aus dem bulgarischen Porzellanervice, das uns deine Mutter geschenkt hat, und sagen, dies sei unsere Ersatzzuckerdose, unsere alte Zuckerdose, die silberne von der Oma, sei nämlich gerade zerbrochen.«

»Silber und zerbrochen? Den Bluff riechen die doch sofort.«

»Natürlich kann die zerbrechen. Sie war zwar aus Silber, aber sie hatte so einen Glaseinsatz, du weißt schon, diese kleine Schüssel innen drin. Hast du doch gesehen, gibt es doch haufenweise. Ganz ruhig, die merken nichts. Du musst das nur so wie nebenbei erwähnen. Das kannst du doch so gut. Und ich erzähle hinterher irgendetwas Doofes, um sie abzulenken. Das kriegen wir schon hin.«

Eine halbe Stunde, nachdem sie zu Hause angekommen waren, rief Matyszkiewicz an. Es tue ihm Leid, aber sie könnten nicht kommen, jemand müsse zu Hause bleiben, weil doch am Abend der Schornstein überprüft würde, und sie hätten niemand anderen gefunden, außerdem müsse es unbedingt einer von ihnen sein, wegen der Unterschrift. Sie könnten also leider nicht kommen, aber weil es auf die letzte Minute sei, und um es nicht zu lange hinauszuschieben, und so weiter, der langen Rede kurzer Sinn, sie würden sich sehr freuen, wenn Olczaks um dieselbe Zeit zu ihnen kämen.

Olczak zierte sich ein wenig, nahm den Vorschlag jedoch wie eine Erlösung entgegen.

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet, Mausebär«, freute sich Frau Olczak. »Vielleicht versauen wir es doch nicht. Zum Gegenbesuch verabreden wir uns in ein paar Wochen, und bevor es dazu kommt, besorgen wir uns irgendetwas Günstiges, vielleicht auf dem Flohmarkt. Und wer weiß, vielleicht sitzen wir irgendwann selbst drinnen, hinter geputzten Fenstern.«

Matyszkiewicz wohnten in Żolibórz, in der Nähe des Wilsonplatzes, gegenüber der Rückseite des Parks, hinter der Kirche des heiligen Stanisław Kostka.

Es gab Spinatquiche, verschiedene Salate und italienischen Wein. Olczak wurde unruhig. Wo war die Zuckerdose? Schließlich kam ein Apfelstrudel auf den Tisch, ein tiefgefrorener von Blikle, den man für hausgemacht halten konnte, wenn man es nicht besser wusste. Und zum Kaffee musste doch auch irgendwie der Zucker serviert werden.

Die Woche darauf trafen sie Renkiewicz auf irgend so einem Menschen-des-Jahres-Bankett, für das der Verlag, in dem Frau Olczak immer noch arbeitete, die Schirmherrschaft übernommen hatte. Frau Olczak war kurz weggegangen, um irgendetwas Geschäftliches zu besprechen. Olczak lehnte gegen eine der Säulen, unweit der Trasse, die die Kellner mit dem Wein zurücklegten.

Die Luft war so stickig wie in einer sibirischen Jurte, und zu den Tischen war praktisch kein Durchkommen.

Renkiewicz erspähte Olczak in der Menge, kam spontan auf ihn zu und schnappte sich bei der Gelegenheit ein Glas Wein von einem der Tablett.

»Wie ist es gelaufen? Habt ihr euch der Herausforderung der Zeit gestellt?«

Olczak fasste den Abend in groben Zügen zusammen.

»Ja und, was ist daran so schwer zu glauben?«, entrüstete sich Renkiewicz. »Seit wann bist du so misstrauisch? Ich habe es dir doch gesagt: Die sind echt. Hundert Prozent Warszawka.«

»Du bist reingelegt worden, Renkiewicz. Als wir keine auftreiben konnten, habe ich mir genau die gleiche doofe Geschichte zurechtgelegt. Allen sind plötzlich die Zuckerdosen zerbrochen. Die silbernen. Kapiertest du: Silber und zerbrochen. Ein mysteriöses Zuckerdosenfieber.«

»Natürlich kann die zerbrechen. Sie hatte eben so einen Glaseinsatz. Noch nie gesehen? Gibt es doch haufenweise, die Dinger«, erklärte Renkiewicz. »Außerdem« – nach einer Weile wechselte er die Fronten – »ist es auch völlig egal, ob ihr eine habt oder nicht, oder ob sie eine haben oder nicht. Was zählt, ist, dass man das gleiche Spiel spielt. Am Ende kommt immer raus, ob einer die Regeln kennt oder nicht. Na, dann tschüs, grüß Magda von mir, ich muss los, irgendwo schwirrt hier Onyszkiewicz herum, und ich muss was mit ihm bequatschen«, beendete er schnell das Gespräch und verschwand in der Menge.

»Ihr falschen Fuffziger«, murmelte er zu sich selbst und meinte damit weder Olczaks, noch Matyszkiewicz, noch irgendjemand anderen, den er gerade am Horizont erblickt hatte.

Aus dem Polnischen von Heinz Rosenau

»Omas Zuckerdose« (*Cukiernica po babci*) ist eine Erzählung aus dem Band »Ballada o dobrym dresiarzu«, Warszawa 2005, S. 41–54.

Copyright © by Wydawnictwo W.A.B. 2005